

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 42

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das war Kriegsberichterstatter Wippchen

26 000 neue Wörter soll der vorläufig letzte Krieg uns beschert haben – genau so unvorstellbar wie das meiste, was mit diesem Krieg zusammenhängt. Die Zahl dürfte das Verhältnis der Abnahme der Lebensmittel zur Zunahme der Sterbensmittel widerspiegeln; und sollte es gegen allen Anschein keine Kriege mehr geben, wird man den Krag und Flak und Pak, dem letzten auch mit ck, keine Träne nachweinen. Der Mensch wird einsetzen dürfen – sei es auch, wie Schiller singt – das Leben, statt eingesetzt zu werden, aber er wird es zu friedlichen Zwecken tun, und keine PK-Kompanie wird befehlsgemäss ihre Ilias darob verfassen, nicht einmal ein einziger «Kriegsberichter». Auch dieses Wort wird mit den andern 25 999 verschwinden. In der Schweiz war es ihm ohnehin nicht gelungen, sich der Gänsefüsschen zu entledigen, die seine Legitimität im Bezirk der deutschen Sprache anzuzweifeln scheinen. Logisch müsste ja das traurige Gewerbe des Kriegsberichters die Kriegsberichterung heissen, und das genügt, um die alte Kriegsberichterstattung erträglich zu machen, obwohl auch sie dem Wörterbuch und uns erspart werden sollte.

Und doch gab es einmal einen Kriegsberichterstatter, der nicht ganz unwert ist, seine Nachkommen zu überleben, einen lebenswürdigen und witzigen Mann, was für diesen Beruf recht seltsame Epitheta sind, denn man wird auf die lebenswürdige und witzige Darstellung einer Tankschlacht kaum neugieriger sein als auf die realistische. Doch es waren andere Zeiten und andere Kriegssitten. Die Kriege der glücklichen hundert Jahre von 1815 bis 1914 erschienen den Zeitgenossen und erscheinen auch uns, sofern sie in Europa vor sich gingen, als Familienzwistigkeiten, die schnell beendet waren. Und man wusste, dass man nachher doch wieder miteinander auskommen würde. Was nicht hindert, dass auch sie greulich waren. Handelten sie aber in Asien oder in Afrika, dann fühlte man mit Goethes Spiessbürger, der für seinen Osterspaziergang nichts Besseres weiss als ein Gespräch von den Völkern, die drunten tief in der Türkei aufeinander schlagen.

Wippchens Lacherfolg

Diese Spiessbürger, auf die wir, Zeitgenossen von Atombombenbürgern, mit berechtigtem Neid herabsehen, waren, sofern sie zwischen 1878 und etwa 1900 gelebt haben, das Publikum des Kriegsberichterstatters Wippchen.

Wippchen sass in Bernau, einem Nest bei Berlin, wo ihn sein geistiger Vater, der Berliner Schriftsteller Julius Stettenheim, hingesetzt hatte. Von dort aus schrieb er für seine Zeitung Berichte über alle wichtigen Ereignisse der Weltpolitik, datierte seine Briefe von Paris und Peking, von Kapstadt und Athen, wo gerade etwas Berichtenswertes geschah.

Es war alles in allem eine recht harmlose Persiflage des allgegenwärtigen Kriegskorrespondenten, dass aber diese Berichte mehr als zwanzig Jahre mit sehr grossem Lacherfolg in einer Berliner Zeitung erscheinen, in vielgelesenen Bänden gesammelt werden konnten und noch heute mit vorsichtiger Auswahl unterhalten sind, beweist, bei der raschen Vergänglichkeit dessen, worüber wir lachen, dass in dem kindischen Spiel von sehr sanfter Satire und dem Kaskadengeplät-

scher hemmungsloser Wortwitze doch ein tiefer Sinn steckte, wahrscheinlich ein tieferer Sinn, als dem eigenen Vater bewusst war.

Zunächst pflegt eine erfundene Redaktion ihrem erfundenen Korrespondenten zu schreiben. Sie beklagt sich über ein Zuviel an Erfindungsgabe; da lässt Wippchen Städte durch Bombardements zerstören – der terminus technicus hiess später ausradieren – in denen kein Stein sich von seinem Nachbarn getrennt hatte. Oder er verlegt, aus Mangel an Stoff, die Geschichte des Don Carlos an den Hof des Mikado. Die Zeitung möchte die Phantasie ihres Korrespondenten in die Bahnen des nicht ganz Unmöglichen lenken, die ja dem begabten Journalisten auch heute noch genug Spielraum, um nicht zu sagen Lebensraum, gönnen.

Wippchens Antworten sind gekränkt.

«Die Tinte will mir nicht über die Lippen... Sie haben die Stirne, sie zu runzeln... Ja, fletschen Sie nur Ihre Faust... ich rede mir nicht ein, den Stein der Weisen wachsen zu hören... ich bin ein homo sum... ein drittes tertium non datur... über den chacun lässt sich nicht streiten... das war wieder einmal

ein Fressen auf Ihre Mühle... aber sagen muss ich Ihnen doch, dass Ihr ewiges Schwimmen gegen meinen Strom schliesslich noch der Nagel zu meinem letzten Atemzug wird... ich habe es fingerdünn hinter den Ohren...»

Das Rezept ist durchsichtig. Man nehme ein Cliché und konfrontiere es mit der Realität seiner Bestandteile, oder aber man schüttele zwei Clichés durcheinander, das kann ein amüsanteres Gesellschaftsspiel ergeben, es kann aber auch die heilsame Wirkung haben, uns die Erstarung der Phrasen zum Bewusstsein zu bringen.

Bitte um Vorschuss

Die Briefe an die Redaktion enden immer gleich – mit der Bitte um einen Vorschuss. Aber Wippchens Erfindungsgabe auf diesem Gebiet ist unerschöpflich:

«Damit Sie sehen, dass Sie kein Unmensch sind, bitte ich um vierzig Gulden Vorschuss. Papier ist ja geduldig.»

Oder er beginnt seinen Brief: «Nachschrift. Damit ich es nicht vergesse, schreibe ich das scriptum nicht post sondern ante. Ich habe hier eine Bekanntschaft gemacht, die mir ausserordentlich nützlich und angenehm ist. Es ist dies ein Mann, der Zutritt in den besten Häusern hat und dort gern gesehen wird, mit einem Wort: der Geldbriefträger. Geben Sie ihm Gelegenheit, recht oft zu mir zu kommen, so z.B. morgen mit einem Vorschuss von vierzig Mark. Je weniger, desto unangenehmer...»

«... um den Brief nicht noch einmal öffnen zu müssen, bitte ich Sie, bevor ich ihn schliesse, um einen Vorschuss von 50, schreibe sechzig Mark...»

«... und wie ist es mit einem Vorschuss, höre ich Sie fragen. Nun zwanzig Mark dürften genügen, auch 25. Aber ich bitte Sie, mir diese 45 Mark recht bald zu schicken.»

«Ich wollte Sie um einen Vorschuss von 100 Mark bitten, verlange aber nur die Hälfte, das heisst, aus Liebe zum weiblichen Geschlecht, die bessere Hälfte. Also 60 Mark.»

